



Nr. 168.

Donnerstag, den 21. Juli 1904.

19. Jahrgang.

Wilde Wogen.

Roman von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Inzwischen hatten alle Zeitungen das Telegramm Martins abgedruckt, die Meinungen darüber waren sehr geteilt.

In die Schuldlosigkeit Möbbers wollte man auch jetzt noch nicht glauben, man war eher geneigt, das Telegramm als einen plumpen Versuch zu betrachten, den ein Dummkopf gemacht hätte, um das Gericht und die öffentliche Meinung irre zu führen.

Der Rechtskonsulent Geier behauptete dies überall, wo ihm nur Gelegenheit geboten wurde, seine Ansicht auszusprechen, aber er war dabei keineswegs so ruhig, wie er sich den Anschein zu geben bemühte, mit fieberhafter Ungeduld wartete er auf Nachrichten von seinem Sohne.

Er zitterte bei dem Gedanken an die Möglichkeit, daß diese Nachrichten die Wahrheit der Depesche bestätigen könnten, mit den Hoffnungen, auf die große Erbschaft des Musikers war es dann zu Ende und all' das Geld verloren, das er schon dafür verausgabt hatte.

Der Musiker fiel ihm jetzt mit seinen Fragen und Befürchtungen lästig, es kamen Tage, an denen er seinen Aerger ihm gegenüber in groben und ungerechten Vorwürfen Luft machte.

Endlich kam ein Brief von Hermann, er meldete kurz, Martin Grimm sei aus seiner Verschollenheit plötzlich wieder aufgetaucht und der Erbe mit seinen Ansprüchen abgewiesen. Nähere Aufklärung gab der Maler nicht, aber er forderte Geld, von seiner Heimkehr war in diesem Brief noch keine Rede.

Einige Tage vorher hatte Friedrich ein Telegramm aus Rathort empfangen, in dem ihm die Trauung seiner Schwester mit Martin Grimm und die Abreise des jungen Ehepaares nach Europa berichtet wurde, eine überraschende Nachricht, deren Veröffentlichung die Gemüther abermals in Aufregung versetzte.

Dann traf der Brief Ernsts ein, der ausführliche Mittheilungen über den Besuch des Malers die erste Begegnung mit Martin Grimm und den Ueberfall enthielt.

Mit diesem Brief begab sich Friedrich in heller Entrüstung zum Doktor Geier, der jede Verantwortung für die Handhabung seines Sohnes ablehnte, aber gleichwohl manches bittere Wort anhören mußte, das seinen Stolz tief verletzte.

Er hatte auf seinen Sohn große Hoffnungen gebaut, mit Zuversicht sogar erwartet, daß Hermann einst reich und berühmt sein werde; diese Hoffnung war nun auch vernichtet.

Wenn Hermann heimkehrte, so konnte er verhaftet werden, blieb er drüben, so mußte ihn der Vater mit namhaften Summen unterstützen, und diese besaß der Doktor nicht.

Er hatte viel verdient, aber im Laufe der Jahre viel verausgabt, er war immer ein Lebemann gewesen, der eine gute Tafel und einen wohlgefüllten Weinkeller liebte, und in diesem Punkte stimmten die Neigungen des Sohnes mit den seinigen überein.

Seine Ersparnisse waren nicht so groß, wie man allgemein glaubte, einen großen Theil derselben hatte er dem Musiker vorgestreckt, um diesem eine Erbschaft zu sichern, die nun auch in die Brüche ging.

Der Musiker besaß nichts, er konnte die Vorschüsse nicht zurückgeben, der Doktor hatte bisher sich an die Hoffnung geklammert, daß Martin Grimm, der Sohn seines Freundes, ein Einsehen haben und ihn entschädigen werde, nun war auch diese Hoffnung verloren.

Das Mädchen, das Hermann mit seinem Haß verfolgt hatte, war nun die Gattin Martins, von diesem durfte der Doktor jetzt keine Rücksicht mehr erwarten.

Er war nie geachtet gewesen, aber nie zuvor hatte er das so bitter empfunden, wie in diesen Tagen.

Man erinnerte sich, daß er es gewesen war, der zuerst den schuldlos Verurtheilten des Mordes beschuldigt hatte, man warf ihm nun vor, daß alle seine Bemühungen in dem Prozeß gegen Hugo Möber nur persönlichem Haß entsprungen seien, und man verhöhnte ihn wegen des Erbschaftsprozesses, dessen Kosten er allein tragen mußte.

In fieberhafter Erregung und mit wachsender Unruhe erwartete er jetzt die Ankunft Martins.

Auch dieser Tag kam, Martin traf mit seiner Gattin ein, das junge Ehepaar stieg im „Hotel zum Adler“ ab.

Der Rechtskonsulent Geier wurde vorgeladen, um die Personen Martins zu rekonoszieren. Mit Grimm im Herzen leistete er dieser Forderung Folge, sein Groll wuchs, als Martin Grimm seinen Gruß kaum erwiderte. Die Entlassung Möbbers aus dem Gefängniß wurde nun unverzüglich angeordnet, der Untersuchungsrichter äußerte sein Bedauern über die Verurtheilung; die Freisprechung und Ehrenerklärung sollte später in öffentlicher Sitzung erfolgen.

„Weshalb zürnen Sie mir?“ fragte der alte Mann vorwurfsvoll. „Wie die Dinge damals lagen, mußte ich so handeln, wie ich es gethan habe; war der Glaube an Ihrer Ermordung ein Irrthum, so müssen die seltsam verketteten Verhältnisse ihn entschuldigen. Das Geld, das Sie von Ihrem Onkel zu fordern haben, ist bei der Bank deponirt, ich habe es Ihnen gerettet, Sie können nun darüber verfügen. Ich wollte dieses Geld sammt Ihrem übrigen Nachlaß dem rechtmäßigen Erben sichern, auch daraus kann mir kein Vorwurf gemacht werden, ich habe mich als Ihren Sachverwalter betrachtet und nur meine Pflicht gethan. Wenn ein Vorwurf einen von uns beiden trifft, so haben Sie ihn allein verdient, Sie hätten mir von Ihrer Abreise Mittheilung machen und die Möglichkeit eines räthselhaften Verschwindens verhüten müssen. Dadurch, daß Sie dies nicht thaten, haben Sie mir große Kosten verursacht, ich nahm mich Ihres gänzlich unbemittelten Erben an, ich habe ihn gekleidet und ernährt, ich streckte ihm die Summen vor, die der Prozeß und die Reise des Bevollmächtigten nach Rathort kosteten; wer wird mich nun entschädigen und die Auslagen mir ersetzen?“

Martin hatte ihn schweigend angehört, während sie langsam die Straße hinunter wanderten; die Priße, die sein Begleiter ihm anbot, lehnte er ab, dem lauernden Blick, der stehend auf ihm ruhte, begegnete er mit einem Blick voll eisalter Verachtung.

„Denn weit Sie sich bei dieser Pflichterfüllung sich von Ihren eigenen Interessen leiten lassen, will ich nicht untersuchen“, erwiderte er, „Sie werden diesen Erbschaftsprozess wohl als verfehlte Spekulation betrachten müssen, deren Folgen nun auf Sie zurückfallen.“

„Sie werden mich also nicht entschädigen?“ fragte der Doktor grob.

„Ich fühle mich nicht dazu verpflichtet. Sie haben wohl in diesen Tagen keine Nachrichten von Ihrem Sohne erhalten?“

„Wollen Sie mich für das, was er gethan hat, verantwortlich machen?“

„Nein“, sagte Martin kalt, „so ungerecht denke ich nicht. Mein Schwager sagte mir bereits, er habe Ihnen die Schurkereien berichtet, die Ihr Sohn meiner jungen Gattin gegenüber begangen hat. Sie werden weitere Nachrichten empfangen, die Ihnen nicht angenehm sind.“

„Das thut mir leid“, erwiderte der alte Mann achselzuckend; „ich habe meinen Sohn ernstlich gewarnt; dieser Thorheiten hätte ich ihn nicht fähig gehalten. Ich darf wohl hoffen, daß Ihre Gemahlin ihm verzeihen wird, nur die leidenschaftliche Liebe zu ihr ihn zu jenem Verhalten verleitet.“

„Diese Thorheiten waren Verbrechen“, fuhr Martin mit scharfer Betonung fort. „Um den schändlichen Plan ausführen zu können, hatte Ihr Sohn sich mit einigen schlechten Subjekten verbündet, denen er namhafte Summen bezahlen mußte, um sie als Werkzeuge zu gewinnen. Unter diesen Subjekten befand sich ein gewisser O'Brien, bei dem Ihr Sohn wohnte; er forderte nach dem glücklichen Ueberfall den vollen Lohn. Als er ihm verweigert wurde, wollte er ihn mit Gewalt nehmen, Ihr Sohn setzte sich zur Wehre und wurde bei dieser Gelegenheit erschossen.“

„Allmächtiger Gott!“ rief der Doktor, indem er stehen blieb und seinen Begleiter starr anblickte. „Mein Sohn ist todt?“

„Ich möchte Ihnen gerne das Gegentheil berichten, so sehr ich auch Grund habe, Ihren Sohn zu hassen. Aber ich kann es nicht, ich muß bei der Wahrheit bleiben. O'Brien wurde verhaftet, er hatte die Gründe seiner That nicht gestehen wollen, aber seine Genossen verriethen ihn. Er wird wohl in nächster Zeit seine Schuld am Galgen süßen.“

Der alte Mann hatte den Hut abgenommen, er fuhr mit der Hand über sein kahles Haupt und stöhnte laut.

„Wofür habe ich denn mein ganzes Leben lang gearbeitet?“ jammerte er. „Ich hatte so große Hoffnungen auf diesen Sohn gehabt, er würde ein glücklicher Mensch geworden sein, wenn Fräulein Salinger seine Gattin geworden wäre.“

„Er mußte diesen Wunsch entsagen können, als ihm die Gewißheit wurde, daß die Erfüllung desselben nicht in der Möglichkeit lag. Ich bedauere Sie, aber Sie werden es auch natürlich finden, daß ich keine Zuneigung mehr zu Ihnen hegen kann. Nicht allein der sehr zweifelhaften Rolle wegen die Sie in dem Prozeß gegen meinen Kater gespielt haben, sondern auch deshalb, weil Sie Ihren Sohn als Bevollmächtigten meines Vettters nach Newyork sandten, trotzdem Sie wußten, daß Fräulein Salinger kurz vorher dorthin gereist war.“

„Das wußte ich nicht“, unterbrach der Rechtskonsulent ihn höflich; „wenn ich nur eine Ahnung davon gehabt hätte, würde ich ihn sicherlich nicht dorthin geschickt haben.“

„Dah, ich glaube Ihnen nicht, Sie mußten es wissen, Sie standen ja mit dem Bruder der jungen Dame in Verbindung!“

„Keineswegs, jener Bruder hat nie —“

„Machen Sie nicht den nutzlosen Versuch, sich zu rechtfertigen, ich sage Ihnen noch einmal, Sie mußten es wissen, und haben es auch gewußt. Ihrem Dah gegen die Familie Röder, zu der mein Schwager nun auch gehörte, kam das alles gelegen. Leben Sie wohl.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, bog Martin rasch um eine Straßenecke. Bald darauf befand er sich wieder im Hotel bei seiner jungen Frau.

„Der Zweck unserer Reise ist erfüllt“, sagte er, „der Vater Hertha wird heute noch in Freiheit gesetzt, wir können also morgen wieder abreisen. Oder möchtest Du gern noch in dieser Stadt bleiben?“

„Ich füge mich Deinen Wünschen“, erwiderte sie, indeß sein Arm sie umschlungen hielt, „ich bin ja nur in Deiner Nähe glücklich. Hertha sprach den Wunsch aus, Dich mit ihrem Vater versöhnt zu sehen; würdest Du ihn erfüllen?“

„Wenn er die Hand mir bietet, will ich sie nicht zurückstrecken“, entgegnete er, und ein dunkler Schatten glitt über sein Antlitz, „aber von herzlicher Freundschaft zwischen uns kann niemals die Rede sein, zwischen mir und diesem Manne steht trennend das Andenken an meine unglückliche Mutter.“

„Du hast noch einen anderen Verwandten hier.“

„Ich will mich noch ihm erkundigen“, nickte er, ihr in's Wort fallend, dann führte er sie in den Speisesaal zur Mittagstafel.

Hertha hatte das Paar eingeladen, bei ihr zu wohnen, die Einladung war abgelehnt worden, weil die Weiden die Wiedervereinigung Hugo Röders mit seinen Kindern nicht stören wollten.

Sie hielten ihn persönlich aus dem Gefängniß ab, als reiner Mann, mit fleckenloser Ehre kehrte er in sein Haus zurück, er kannte nun keinen anderen Wunsch mehr, als den, noch einige Jahre in Ruhe und Frieden zu verleben.

Vom Geschäft wollte er sich nun ganz zurückziehen, Friedrich sollte allein es weiter führen, mit der Außenwelt mochte er nichts mehr zu schaffen haben, er hatte zur Genüge erfahren, wie wenig Freundschaft und Wohlwollen er bei den Menschen fand.

Wenn sie jetzt ihn ihrer Theilnahme versicherten, so waren das nur heuchlerische Worte, die zu hören er kein Verlangen trug.

Die Versöhnung mit Martin wünschte er ebenfalls, er hatte im Gefängniß über das Unrecht, das an seiner Schwester begangen worden war, nachgedacht und sich bittere Vorwürfe darüber gemacht.

Die Zusammenkunft sollte am Abend im Hause Röders stattfinden, den Bitten Friedrichs nachgebend, hatte Martin sein Erscheinen zugesagt. Ehe er das Hotel verließ, wurde ihm der Besuch seines Vettters gemeldet; er nahm ihn an und empfing den Musiker, der in Begleitung Mariannens kam, freundlich.

„Sie werden entschuldigen, daß ich meinen Verlobten begleite“, sagte Marianne, nachdem die verwandtschaftlichen Verhältnisse besprochen worden, „er ist eine schüchterne Natur, er würde nicht gewagt haben, eine Bitte an Sie zu richten, die für seine und auch für meine Zukunft entscheidend ist. Er würde den Erbschaftsprozess nicht erst begonnen haben, wenn er nicht von Ihrem Tode überzeugt gewesen wäre, und wenn nicht der Doktor Geier ihm seine Hülfe angeboten hätte. Wir haben dabei nicht auf großen Reichtum gehofft, dieser Versicherung dürfen Sie Glauben schenken; wir wären mit einem kleinen Einkommen zufrieden gewesen; es bereitet uns keinen Kummer, daß wir nun auch darauf verzichten müssen. Wir können beide arbeiten und das, was wir bedürfen, verdienen, aber eine Schuld drückt uns, die uns keine frohe Stunde mehr gönnt. Der Doktor Geier verlangt die Kosten des Prozesses und seine Darlehen zurück; er hat uns eine große Rechnung vorgelegt, er droht uns, daß er uns verfolgen wolle, so lange er lebe, und wir sehen nicht die Möglichkeit, jemals ihn befriedigen zu können. Da möchten wir Sie nun bitten, uns in irgend einer Weise aus diesen drückenden Verhältnissen zu befreien. Sie sind der einzige Verwandte meines Verlobten, und es war im Grunde genommen doch auch Ihre Schuld, daß Sie so spurlos verschwanden und dadurch Anlaß zu dem Prozeß gaben.“

Martin konnte die Wahrheit der letzten Behauptung nicht leugnen; er war freilich nicht verpflichtet, den Doktor zu entschädigen, der wohl zumeist im eigenen Interesse gehandelt hatte, aber es handelte sich hier um das Lebensglück zweier Menschen, und da auch Erna ihre Bitten mit denen Mariannens vereinigte und überdies das schlichte, bescheiden auftretende Brautpaar seine Zuneigung mehr und mehr gewann, so versprach er Gehör; am nächsten Tage sollte sein Vetter ihn wieder besuchen, um das Weitere zu erfahren.

Bald darauf stand er seinem Onkel gegenüber.

Der alte Herr bot ihm die Hand, Martin konnte jetzt nur noch Mitleid fühlen mit dem schwer geprüften Manne, der nun sich selbst anklagte, daß er an seiner Schwester nicht gut gehandelt habe.

Er schlug mit einigen herzlichen Worten in die Hand ein, und die Versöhnung war geschlossen.

Nur einmal noch an diesem Abend erhob sich ein Streit, der diesmal aber nicht mit Erbitterung geführt wurde.

Hugo Röder bestand darauf, daß sein Neffe den Betrag seiner Forderung zurücknehmen müsse; das Geld, das soviel Unheil gestiftet hatte, lag bei der Bank, es war rechtmäßiges Eigentum Martins; die Schenkung erklärte der alte Herr nicht annehmen zu können.

In diesem Streit stand Martin allein, er mußte nachgeben, der Stolz des alten Kaufmannes wies diese Schenkung mit unbeugsamer Entschiedenheit zurück.

„Nun wohl“, sagte er endlich nach langem Nachdenken, „so schlage ich einen Weg vor, der uns alle zufrieden stellen kann. Mein Vetter Karl ist ein armer Teufel, ich bin entschlossen, ihn zu helfen; will ich das, so muß ich vor allen Dingen ihn aus den Händen des Rechtskonsulenten Geier befreien. Der Justizrath Habermann soll die Rechnungen dieses Mannes prüfen und das Geld, das dafür gezahlt werden muß, von der deponirten Summe genommen werden. Keinen Heller darf Geier mehr erhalten, als er zu fordern hat, das mache ich zur Bedingung. Es werden dann wohl noch vierzigtausend Thaler übrig bleiben; dieses Kapital soll Friedrich übernehmen und im Geschäft verwerthen. Von

den Finsen werden meinem Vetter jährlich tausend Thaler gezahlt, das Kapital darf dem unpraktischen Manne nicht anvertraut werden; man würde ihn darum betrügen. Nach seinem Tode erhalten seine Erben ein- für allemal zehntausend Thaler, der Rest ist eine Schenkung, die ich dem Bruder meiner Frau vermache; ihre Zurückweisung würde ich als eine Beleidigung betrachten."

Nach einigem Hin- und Herreden wurde dieser Ausweg von Allen gutgeheißen und angenommen; der Rest des Abends verlief ungetrübt, und den Wünschen der Familie, seine Abreise noch einige Tage hinauszuschieben, kam Martin jetzt gern entgegen.

Er besuchte in diesen Tagen auch den Inspektor Schreiber, um ihm den Dank der Wirtin Burton zu überbringen. Der alte Herr ruhete auf seinen Lorbeeren aus; an den Prozeß gegen Röder, in dem er sich so sehr geirrt hatte, wollte er nicht mehr erinnert sein, wenn ihm auch kein Vorwurf gemacht werden konnte.

Der Musiker und Mathianne überschütteten Martin mit Dankagungen, sie waren übergelüthet; der Doktor Geier suchte ihn noch einmal auf, um sich über die Härte und Schroffheit des Justizraths Hobermann zu beschweren.

Martin fertigte ihn mit kurzen Worten ab; der alte Mann war berauscht, er hatte sich dem Trunk ergeben. Man sah jetzt den Doktor Geier Tag für Tag mit schwankenden Schritten die Straße durchwandern, ein Vagabund, unsauber und abgerissen, dem Jeder aus dem Wege ging.

Noch vor der Abreise Martins wurden Gerhard Steinhilf und Kaspar Strid verurtheilt; der Letztere kam mit einer geringen Strafe davon, während Steinhilf seine That im Zuchthause sühnen mußte.

Martin ließ sich nicht bewegen, in der Heimath seiner Gattin zu bleiben, und Erna begleitete ihn gerne und der Abschied wurde ihr diesmal nicht so schwer, ein treuer Mann begleitete sie, und drüben erwartete sie eine liebe Freundin. Sonnenhell lag die Zukunft vor ihr, und kein Schatten drohte auf ihren Lebenspfad zu fallen.

— Ende. —

Hauptmann Weber.

Von Erwin von Molderberg.

(Schluß.)

Nach einer Viertelstunde, in der sich Dr. Lachmann eingehend mit der Durchforschung der Walleinschnitte und der anstoßenden Waldparzelle beschäftigt, begann er plötzlich eine hübsche, mittelstarke Eiche zu studieren. Als gewandter Turner schwang er sich hinauf, kletterte bis in die Spitze, hielt ein paar Augenblicke Umschau, kam dann schnell heruntergesprungen und untersuchte den Boden am Fuß des Baumes ganz genau.

Ritter sah auf dem Wall und beobachtete seinen Kollegen aufmerksam. Er wußte ganz genau, daß er eine Spur gefunden hatte und jetzt nicht gestört sein wollte. Eine Stunde lang dauerte dieses Zentimeter für Zentimeter Absuchen des Baumkreises, und Lachmann begann schon ärgerlich den Kopf zu schütteln, weil er offenbar das nicht fand, was er vermutete. Plötzlich aber stieß er einen lauten Freudenschrei aus, nahm ein kleines Etwas, das Ritter nicht erkennen konnte, zwischen Daumen und Zeigefinger und ließ es in sein Portemonnaie gleiten. Dann trat er händereibend auf den Kommissar zu und sagte:

"So, mein Freund, meine Untersuchung am Ort der Tat ist jetzt abgeschlossen; ich verlasse Dich und wünsche Dir eine recht gemüthliche Wache. Tue strikte Deine Pflicht, in kurzer Zeit hoffe ich Dich von Deinem sauren Unteroffizierdienst ablösen zu können, denn ich glaube, der Täter sitzt jetzt in der Falle."

Ritter fragte seinen Freund nicht. Er wußte, daß er es nicht liebte, ausgehört zu werden, bevor er die untrüglichen Beweise in der Hand hatte. Er kannte ihn aber genau und war daher sicher, daß er einen wertvollen Fund gemacht hatte.

"Ich bedauere, lieber Lachmann, daß Du schon gehst; ich hätte mir eine Nacht auf der Pritsche der Wachtstube so nett vorgestellt in Deiner Gesellschaft; aber ich weiß, wenn Du einmal eine Spur hast, bist Du wie ein guter Hund, der nicht zuhalten ist, bis er das Ende gefunden hat."

"Lieber Sohn, ich bleibe gewiß gerne bei Dir; aber ich muß gehen und Du mußt bleiben, da ich nicht wissen kann, ob nicht noch ein wichtiger Teil der Ermittlung in Deine Hand gelegt werden wird. Jedenfalls gratuliere ich Dir; denn die bedeutsamste Entdeckung, die überhaupt gemacht wurde, rührt von Dir her. Ich habe nur auf Grund Deiner tatsächlichen Ermittlung weiter kombiniert."

"Ich verstehe Dich nicht."

"Ja auch nicht nötig," antwortete er gut gelaunt, schüttelte seinem Freunde die Hand und ging in langen Schritten den Stand sechs hinunter, bis er bei dem nächsten Seitenwege im Walde verschwand.

Die Scheibensände lagen nicht übermäßig weit von Rednom entfernt, und Lachmann hatte bald das Garnisonstädtchen erreicht. Er ging aufs Bataillonsbureau und plauderte eine kleine Viertelstunde mit dem Adjutanten, den er auch beiläufig nach den Verhältnissen des Bataillonstambours fragte.

"Haben Sie Verdacht auf ihn?"

"Ich habe Verdacht auf alle Unteroffiziere," antwortete mit gemüthlicher Ironie der Doktor.

"Dann wollen Sie ihn vielleicht vernehmen?"

"Nein, ich habe kein Bedürfnis danach; dagegen spüre ich Hunger und Durst."

"Na, dagegen gibt's ja ein ausgezeichnetes Mittel. Wenn's Ihnen recht ist, gehen wir nach der „Krone“, einer kleinen, behaglichen Bierstube, wo man auch ganz guten Wein bekommt und wo wir häufig zu Abend essen. Ein nettes Hinterzimmerchen..."

"... wo gejagt wird?"

"Na, darüber wollen wir nicht reden. Die Haustochter setzt viert..."

"... Bier, Wein und Liebesblicke, nicht wahr?"

"O nein, sie ist eine sehr eigenartige junge Dame... man ist fast versucht, den Ausdruck junge Dame zu gebrauchen; sehr scheu, sehr zurückhaltend, riesig anständig, und es kann sich keiner rühmen, von ihr auch nur das kleinste Küßchen errungen zu haben. Selbst der unglückliche Weber, der doch bei den Weibern alles erreichte, was er wollte, hat sich vergeblich bemüht. Sie will nicht nur geliebt, sie will auch geheiratet sein, und darum hatte sie sich eben unserem Bataillonstambour verlobt; es ist aber nichts daraus geworden. Der Bataillonstambour war sehr eifersüchtig und verlangte, sie sollte nicht mehr in dem Offizierzimmer servieren. Er quälte sie tagtäglich so sehr, bis sie sich in ihrem überschäumenden Temperament nicht anders helfen konnte, als dem stattlichen Mann eine Ohrfeige zu geben."

"So handfest ist die schöne Hebe?"

"Ja, ja, handfest und exzentrisch, wohl auch ein bißchen über ihre Verhältnisse hinaus erzogen und von den Offizieren sehr verwöhnt..."

"Na ja, also gehen wir hin."

Dr. Lachmann erwies sich in dem gemüthlichen Hinterzimmer als ein vorzüglicher Gesellschafter. Er erzählte die wunderbarsten Geschichten aus seiner kriminalistischen Tätigkeit und fesselte den ganzen Offizierskreis bis spät in die Nacht. Auch Fräulein Ella, die schöne Tochter, lehnte an dem hohen grünen Kachelofen und hörte erstaunt den Erzählungen des gewandten Mannes zu.

"Das Interessanteste aber, meine Herren," begann der Doktor eine neue Geschichte, "ist doch meine Affaire bei dem Grafen Rohrbach in Ostpreußen. Es wurde, ohne daß er jemals dem Täter auf die Spur kommen konnte, ein Hirsch nach dem andern aus dem Revier weggeschossen, und kein Mensch konnte den geheimnisvollen Wilddieb entdecken. Er ließ mich holen; ich legte mich auf die Lauer Tag und Nacht, hörte auch manchmal schießen, aber als ich zur Stelle kam, war jedesmal wie ein Gespenst der Wilddieb verschwunden. Sie können sich denken, wie aufgeregt ich war; drei Wochen schon an der Arbeit, drei Wochen Gast des Grafen und nichts entdeckt, nicht die geringste Spur. Mein ganzer guter Ruf stand auf dem Spiel. Da, eines Abends, es war so zwischen Licht und Dämmerung, höre ich im Walde einen Schuß und bin marsch, marsch zur Stelle. Nichts zu sehen weit und breit, nur ein starker Hirsch blickte mit gebrochenen Augen in die rote Abendsonne; der Schütze hatte sich davon gemacht. Seine Spuren, von einem breiten, derben Stiefel eingedrückt, entdeckte ich in dem weichen Boden; ich folgte den Spuren... ich finde nichts. Nur auf einer der nächsten Schneisen steht die schöne Gattin des Krugwirthes von Rohrbach mit einem Korb voll Tannenzapfen, die sie, wie es der Graf erlaubte, gesammelt hatte. Meiner Theorie nach ist das Natürlichste immer das richtige. Da niemand anders der Schütze gewesen sein kann, so verhafte ich in aller Ruhe die Frau."

"Und — —?" fragten jetzt gespannt drei, vier Offiziere.

"Die Frau war es. In ihrem Korb fand ich ein Paar derbe Männerstiefel, die in die Spuren paßten. Sie gestand auch gleich ihre Schuld ein. Sehen Sie, das ist das Geheimnis aller kriminalistischen Untersuchungen; man darf sich nicht vorstellen, daß etwas Uebernatürliches geschehen sein könnte. In der Schnelligkeit konnte mein Täter nicht entkommen; da kein anderer da war, so mußte es trotz des scheinbar Unglaublichen die Frau sein, und sie war es. So auch in dem Fall Weber. Sehen Sie, jeder Mensch sagt sich, der Mörder muß den Stand sechs passiert haben, trotzdem ihn niemand gesehen hat. Das wäre das Ueber-

natürliche. Das Natürliche ist, daß er gar nicht über den Stand sechs hinübergekommen ist."

"Dann hätte er aber doch nur von einem Baume herunter über den Wall weg schießen können, wenn er nicht in dem jenseitigen Wall einschnitt gestanden hat, und von dort aus konnte er nicht entkommen, weil er ja von Stand sieben her eingeschlossen war."

"Sehen Sie, meine Herren, da haben Sie wieder den Fall. Er hat auch vom Baum aus geschossen. Das Natürliche ist hier wiederum das Richtige."

"Ganz unmöglich, ganz unmöglich. Der Geschoskanal lief nicht von oben nach unten."

"Er kann ja indirekt geschossen haben."

In diesem Augenblick verließ Fräulein Ella das Zimmer, und als sie eine Viertelstunde später wieder hereinkam, war das Gespräch längst auf einen anderen Gegenstand übergegangen. Es mußte etwas sehr Lustiges sein, denn man lachte und scherzte, und die Stimmung war so animiert, daß von allen Seiten Champagner verlangt wurde.

"Aber Fräulein Ella muß mittrinken. Die Schönste der Schönen soll leben!" Eadmann hatte es gerufen, stand auf, sank ihr zu Füßen und fuhr leidenschaftlich fort: "Mein schönes Fräulein, zur Ritterszeit war es Sitte, aus dem Schuh schöner Frauen zu trinken; wir sind alle hier ritterliche Offiziere, und wir wollen eine Runde aus Ihrem göttlichen Schuh trinken."

Ehe es Fräulein Ella hindern konnte, hatte er einen ihrer Knöpfstiefel abgestreift und hob ihn hoch auf. Alle Anwesenden lachten und jubelten über den Gedanken, und schon sprang ein junger Leutnant mit der Sekflasche herbei, um den Schuh voll zu gießen, als des Doktors Gesicht plötzlich furchtbar ernst wurde. Er warf einen finsternen Blick zuerst auf den Schuh, dann auf Fräulein Ella, trat auf sie zu, legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte mit fester Stimme:

"Fräulein Ella, ich verhafte Sie als des Mordes an dem Hauptmann Weber dringend verdächtig."

Jähres Entsetzen im ganzen Kreis. Das schöne Mädchen war tief erblichen, Todeserschreck blickte aus ihren Augen.

"Machen Sie keine solchen Scherze, lieber Doktor," brach endlich Hauptmann von Schauberg das schwüle Schweigen.

"Scherze?" antwortete Eadmann und sah den Hauptmann durchdringend an. "Dieser frisch angenähte Knopf, der gar nicht in die Garnitur der andern paßt, spricht eine furchtbare Sprache. Sehen Sie hier," und er zog aus seinem Portemonnaie einen Schuhknopf, "hier habe ich den passenden Kameraden unter der Eide bei Stand sechs gefunden, und ich glaube, wenn wir das jungfräuliche Schlafzimmer unserer schönen Hebe untersuchen, finden wir auch eine Strickleiter, deren Haken genau auf die Eindrücke auf dem untersten Ast der Eide passen. Ob wir die Schnur noch finden, vermittelst deren die schöne junge Dame das Gewehr entladen hat, möchte ich bezweifeln."

Fräulein Ella war einer Ohnmacht nahe und hielt sich mit zitternden Händen an einem Stuhle fest.

"Sehen Sie doch die schöne Sünderin an," fuhr Eadmann fort, "sie hat sich in Muskietieruniform gesteckt, das Gewehr weggenommen und es auch sehr geschickt auf dem Sandhaufen im Wall einschnitt eingerichtet, hat dann vermittelst einer Schnur vom Baume aus am Abzug gerissen und so dem ruhig im Stuhl sitzenden Hauptmann die tödliche Kugel zugesandt, bei unserem neuen Gewehr eine sichere Sache. In der Laubkrone des Baumes suchte sie natürlich, niemand. Leider hat sie bei ihrer Verkleidung vergessen, Kommissstiefel anzuziehen, und bei dem Klettern ist einer der Knöpfe an ihrem eleganten Stiefelchen abgerissen. Das Motiv möchten Sie gerne erfahren? Nun, darüber wird uns vielleicht der Bataillonstambour Auskunft geben können."

In diesem Augenblick wurde Fräulein Ella ohnmächtig. Aber der Doktor nahm keine Rücksicht; er rief sie ins Leben zurück und fragte die Zitternde streng:

"Warum haben Sie den Hauptmann Weber erschossen?"

"Weil... weil er mich unglücklich gemacht hat und für zehntausend Mark... an den Bataillonstambour verheiratet wollte."



Das Gifttal auf der Insel Java. So unentbehrlich die Kohlenäure für das Pflanzenleben ist, so ist sie doch ein Gift für die Tiere, und eben deshalb darf die Luft nur eine geringe Menge davon enthalten. Wäre ihr Gehalt bedeutend größer, als er ist, so könnte die Luft von den Tieren nicht ohne Schaden für ihre Gesundheit eingeatmet werden. Andererseits aber würden die Pflanzen aus der Luftmischung nicht die hinreichende Menge von Kohlenäure auffangen können, wenn nicht die Millionen Blätter, die ein einziger Baum nach allen Richtungen in die Luft hinausstreckt, sie in den Stand setzen würden, ihrem Bedürfnisse zu genügen, ohne den Tieren schädlich zu werden. So enthält ein einziges Blatt unseres Kletterstrauchs gegen 400 000 Poren, die zur Tageszeit fortwährend Kohlenäure einsaugen, und an einer einzigen Eide hat man schon 7½ Millionen Blätter gezählt! Das merkwürdigste Beispiel einer mit Kohlenäure überladenen Luft bietet das berückelte Gifttal auf der Insel Java. Ein Reisender schildert es folgendermaßen: "Wir nahmen zwei Hunde und einiges Geflügel mit, um in dem giftigen Tal Versuche damit anzustellen. Um fuße des Berges stiegen wir ab und kommen etwa fünf-hundert Schritte weit hinan, indem wir uns am Gestrüpp festhielten. Wenige Schritte von dem Tal entfernt, empfanden wir einen starken, widrigen und erstickenden Geruch, der aber, als wir bis zum Rande vorgeedrungen, verschwand. Das Tal enthält ungefähr tausend Schritt im Umfang; es ist länglich und dreißig bis vierzig Fuß tief. Der Boden ist ganz flach, besteht aus einem harten Sande ohne Pflanzenwuchs und ist mit einzelnen großen Klüffeln bedeckt. Ueberall sah man Gerippe von Tigern, wilden Schweinen, Hirschen, Pfauen und Vögeln aller Art. Es wurde nun beratschlagt, ob wir in das Tal hinabstiegen; aber an der Stelle, wo wir uns befanden, war dies schwierig, da ein einziger falscher Schritt uns in die Ewigkeit befördern hätte und offenbar kein Verstand möglich war. Wir zündeten unsere Zigarren an und drangen mit Hilfe eines Bambus bis auf 18 Fuß von der Sohle der Vertiefung vor. Ein äußerst widriger Geruch drang uns entgegen, ohne indes das Atmen zu erschweren. Nun befestigten wir einen der Hunde am Ende eines 18 Fuß langen Bambus und schoben ihn hinab. In etwa 14 Sekunden fiel er auf den Rücken, ohne ein Glied zu rühren oder sich umzusehen; doch fuhr er noch eine Viertelstunde fort, zu atmen. Hierauf schickten wir den zweiten Hund hinein, der freiwillig bis zu der Stelle ging, wo sein Leidensgefährte lag. Hier stand er ganz still, fiel dann nach 10 Minuten vornüber und atmete ebenfalls noch 7 Minuten. Ein Vogel, den wir nahmen starb in 1½ Minuten; ein anderer, den wir hineinwarfen, war tot, bevor er noch den Boden berührte. Während dieser Versuche wurden wir von einem starken Regenschauer überrascht. Aber das schreckliche Schauspiel vor unseren Augen hielt uns in solcher Spannung, daß wir wenig darauf achteten, durchnäßt zu werden. Auf der entgegengesetzten Seite lag, nahe an einem großen Stein, das Gerippe eines Menschen, welcher, auf dem Rücken liegend und die rechte Hand unter dem Kopf, hier umgekommen sein mußte. Seine Gebeine waren von dem Wetter gebleicht und weiß wie Elfenbein. Gern hätte ich das Skelett gehabt; aber jeder Versuch, es zu erreichen, wäre Wahnsinn gewesen."

Die niedere Tierwelt tritt in den Urwäldern Süd-Amerikas weit zahlreicher, aber auch weit verheerender auf, als irgendwo. Namentlich gilt dies von einer Art Ameise, deren auf der Erde stehende Gebäude eine konische Form von etwa 50 Fuß Höhe besitzen, auswendig mit einem braunen Stinis überzogen und innen von zahllosen Gängen durchhöht sind. Zur Regenzeit verlassen die Bewohner dieser Gebäude die Wälder und suchen oft in meilenlangen Zügen die menschlichen Wohnungen auf, wo man sie nicht ungern sieht, weil sie unzählige schädliche Insekten und lästiges Ungeziefer vertilgen. Dicht gedrängt, verfolgen die Milliarden ihren Weg, während die durch Farbe und Größe ausgezeichneten Krieger zu beiden Seiten des Zuges geschäftig hin und her laufen, bereit zur Verteidigung und mit der Aufspürung und dem ersten Angriff derjenigen Tiere beschäftigt, die nicht schnell und stark genug sind, um ihnen entgehen zu können. So überwältigen sie oft große Schlangen in höchst interessanter Weise: Zuerst wird die Schlange in weitem Kreise von den Kriegern umringt, dann schließt der Kreis sich enger und enger, bis das sich sonnende Tier die Gefahr merkt und sich ihr durch die Flucht zu entziehen sucht. Ist es aber auch nur einem Duzend Ameisen gelungen, sich der Schlange anzuhängen, so ist sie unrettbar verloren; denn während das gepeinigete Tier sich abmüht, die ersten Angreifer los zu werden, verhundertsacht sich ihre Anzahl, und bald ist es von ihnen so bedeckt, daß nach wenigen Stunden nichts als das Skelett davon übrig bleibt. Während der Nacht ruht das Ameisenheer aus, indem es sich in Kugeln von der Größe eines Kürbisses zusammenballt; sobald aber der Morgen anbricht, lösen diese Kugeln sich wieder auf, und der Zug bildet eine schaurigste Linie.



Nr. 29

Donnerstag, den 21. Juli 1904.

19. Jahrgang

Herr von Witte.

Herr Witte, der Ministerpräsident
Des Zarenreichs, begab sich auf die Reise
Und fuhr zum Occident vom Orient
St. Petersburg—Berlin seltsamerweise.
Jetzt, wo der Krieg im fernen Osten loht,
Kuroki beinahe Wlaskau schon bedroht,
Wo weiswärts geht der Zug der treuen Reußen,
Jetzt reist Herr Witte und — direkt nach Preußen! —

Ja, ging' er weiter, jög' er gen Paris,
Dann ließe sich die Sache wohl erklären
Und auch die Presse offenbarte dies:
„Anbinden will er ein'ge neue Bären.“
Denn Frankreich, zahlungsfähig und bereit,
Dem Freund zu helfen in Verlegenheit,
Hält alle Zeit den vollen Beutel offen
Und füllt dafür das Herz mit neuem Hoffen.

Doch Herr von Witte fährt nur bis Berlin,
Um dort die Reise jäh zu unterbrechen.
Zu Herrn von Bülow schickt er: Ob er ihn
— Und wann und wo — vielleicht mal könnte sprechen.
Doch Herr von Bülow weilt in Nordberney.
Und kurz entschlossen sagt von Witte: Ei,
Dass trifft sich herrlich und das paßt mir gerade:
Wie zeigt der Mensch sich zugeknöpft im Bade.

Und flüsternd geht es bang von Mund zu Mund:
„Der Mann will bohren nach verborg'nen Quellen
Und pumpen dann — das ist der wahre Grund —
„Geschwund'ne Kräfte wieder herzustellen.“
Und leises Gruseln kältet jede Haut.
Der Eine sagt es leise, der And're laut:
„Mag mit der Freundschaft uns der Mann verschonen,
Wir pumpen uns ja selber die Millionen.“

Und Frankreich sagt in blinder Eifersucht:
„Wenn Rußland freundlich meinem Freund begegnet
So hat das Schicksal nicht mit guter Frucht
Den franco-russischen Liebesbund gesegnet.“
Auf Deutschlands Flotte zeigt John Bull berebt
Und nimmt den Kanzler strafend ins Gebet:
„Die Linke reichst du uns zum Freundschaftskusse,
Doch deine Rechte hält der Feind, der Russe.“

Auch der Japaner wittert Niedertracht:
„Man soll auf Erden keinem Menschen trauen!

Ihr gelben Brüder nehmt Euch wohl in acht,
Dass euch die bösen Deutschen nicht verkaufen.“
So geht es flüsternd bang von Mund zu Mund
Und jeder wittert einen neuen Bund
Und wähnt den Völkerfrieden schon zerrissen.
Sie alle haben wohl kein gut Gewissen. —
Ich aber will euch sagen, was ich weiß:
Erschienen sind des Summers heiße Tage,
Wo selbst dem Russen wird der Boden heiß,
In Anbetracht der gegenwärt'gen Lage.
So ging auch Herr von Witte über Land,
Zu angeln an dem deutschen Meeresstrand.
Und in des Nordseebades Sommerfrische
Fängt er die silbernen und gold'nen Fische. —

Berufswahl.

So mancher Stand, der einst war hochgeehrt,
Ist heute den Schuh Pulver nicht mehr werth,
Und für den Jüngling, der ins Leben schneit,
Wird die Berufswahl schwerer mit der Zeit!
Ich dachte, als ich vor die Auswahl trat:
Ob wohl zu kriegen sei, ein Sultanat,
Der Sultan lebt in Saus und Braus
Und hat der Haremsskannen viel zu Haus!
Die Sultanslaufbahn schien mir gar nicht bismar,
Man braucht hierzu kein Abiturium,
Der Sultan braucht zu hüffeln nicht wie wir,
Dierzu hält er sich einen Großwesir.
Doch muß der Sultan alkoholfrei sein,
Darf öffentlich nicht trinken seinen Wein,
Doch schmeckt der Nauenthaler Berg bestimmt,
Wenn man ihn bei verschloss'ner Thüre nimmst
So dachte ich, als ich ein Malus war,
Inzwischen ward ich klüger alle Jahr,
Denn aus der Zeitung lern' ich kennen so
Den armen Sultan dort von Marokko.
Ein Prätorbent macht ihn das Leben schwer,
Maifuli bringt ihm in die Tinte sehr,
Man hört man gar daß ihn auch Frankreich raust
Und daß sein Harem ist bereits verkauft.
Der Saie selbst begreift in dieser Stund'
Dass auch der Sultansstand kann auf den Hund.
Wär' jene Stelle frei, so sag' ich: „Nein,
Ich will nicht Sultan von Marokko sein!“
Wan-wan.

Der Einbrecher.

Humoreske von E. von Seiersberg.

(Nachdruck verboten.)

Der Agent Siebert betrieb in Hamburg ein leidlich gehendes Vermittlungsgeschäft in allerlei überseeischen Waren. Da er Junggeselle war, konnte er sich jeden denkbaren Genuß leisten und obendrein noch einen recht ansehnlichen Sparpfennig alljährlich zurücklegen. Noch nie hatte er so recht das Bedürfnis empfunden, eine Familie zu gründen; denn die rührige Portierswitwe, die im Souterrain unter seinen Geschäfts- und Wohnungsräumen ihr Domizil aufgeschlagen hatte, ließ es sich angelegen sein, Herrn Siebert alles möglichst gut zu besorgen. Er brauchte sich um nichts zu bekümmern. Wenn er von seinen Geschäftsgängen nach Hause kam, fand er in kalten Wintertagen seine Wohnstube behaglich geheizt; die Speisekammer war stets reich assortiert, und nie bemerkte er, daß irgend etwas von seinen Beständen an Wein, Zigarren oder sonstigen Lebens- und Genußmitteln fehlte. Frau Müller war treu wie Gold und wachte über seinem Eigentum, wie eben nur eine Frau wachen kann, die für geringe Mühe reichlich bezahlt wird.

So hatte er noch nie den Gedanken fassen können, seine angenehme Freiheit mit dem Joch der Ehe zu vertauschen, bis sich ein Fall ereignete, der ihm doch allzu deutlich vor Augen führte, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein bleibe.

Wie es das Geschäft mit sich brachte, mußte Herr Siebert öfter verreisen und blieb manchmal vier, auch fünf Tage weg. Er sagte Frau Müller immer genau Bescheid, wann er zurückkommen werde, und prompt fand er dann alles in seinem Hause so behaglich hergerichtet, daß er sich schnell von den Strapazen der Geschäftsreise erholen konnte.

Da traf ihn das Mißgeschick, daß er am Anfang des Monats, wo ein großer Posten Geldes bei ihm eingegangen war, unerwartet auf zwei Tage verreisen mußte. Das war so überraschend gekommen, daß er nicht mehr Zeit finden konnte, sein Geldspind zu räumen und den klingenden Mammon nach der Bank zu tragen. Er mußte ihn dem Schicksal und der Wachsamkeit der Frau Müller überlassen, worüber er durchaus nicht so unbesorgt war, wie er gerne scheinen wollte.

Das Leben hat seine Tücken, und Spitzbuben gibt es überall, die sehr bald ausbaldowert haben, wo sich ein reiches Nest findet, und nur allzugern die Gelegenheit abpassen, es auszuheben.

„Frau Müller,“ sagte er, als er mit seiner kleinen, ledernen Reisetasche in der Portiersloge erschien, „es ist heute Mittwoch; ich muß unerwartet verreisen und werde erst Freitag abend zurück sein.“

„Schön, Herr Siebert.“

„Nein, das ist nicht schön, Frau Müller; denn sehen Sie, ich habe einen ziemlich großen Posten Geldes oben im Spind liegen, und ich bitte Sie, Ihre Wachsamkeit möglichst zu verdoppeln, damit ja nichts passiert; die Menschen sind zu schlecht.“

„Na, es wird doch nichts passieren, Herr Siebert.“

„Ja, man kann nicht wissen! Seien Sie recht aufmerksam und gehen Sie öfter hinauf, nachzusehen.“

„Ja, ja, das will ich schon tun. Reisen Sie unbesorgt; ich passe auf, und es ist ja noch nie etwas passiert und wird wohl auch diesmal Ihre Reise ohne Schaden vorübergehen.“

„Ja, wir wollen's hoffen!“ meinte der Agent und machte sich auf, den Zug zu erreichen.

Während er so durch die Nacht dahinbrauste und sich darüber ärgerte, daß sein schönes, warmes Bett jetzt zu Hause unbenutzt stand, kamen ihm allerlei Gedanken, nicht gerade der angenehmsten Art. Dazu hatte er in einer Berliner Zeitung, die er sich auf dem Bahnhof gekauft, von einer frechen Einbrecherbande gelesen, die sich in Hamburg herumtrieb und gerade leer stehende Wohnungen als Operationsfeld ins Auge gefaßt hatte. Es war ihm ein peinliches Gefühl, den Posten zu verlassen, den jetzt ein gefährlicher Feind umschwärzte; aber es ging nun doch einmal nicht anders. Nun, er wollte sich auch nicht mehr lange quälen; er hatte ja für niemand zu sorgen, und sein Schäfchen war nicht mehr weit vom Trocknen entfernt. Wozu sollte er diese aufreibende Tätigkeit noch lange fortsetzen. Große Ansprüche machte er nicht, und für ihn allein war bald genug zusammen, um ein behagliches Rentnerdasein zu führen.

Aber wenn ihm jetzt einer von den Spitzbuben über sein bißchen Geld kam, dann freilich sah es schon aus; dann mußte er viele Jahre arbeiten, um den Verlust zu ersetzen. Der Gedanke wollte und wollte ihm nicht aus dem Kopf gehen; und er, der langjährige Reisekonfekt, der auch im besetzten Coupé behaglich einschlafen vermochte, tat diese Nacht kein Auge zu.

Wie gut hatten es andere Geschäftsfreunde, die verheiratet waren. Da waren Frau, Kinder und Dienstmädchen im Hause

und konnten aufpassen, konnten merken, wenn das geringste geschah. Aber seine Wohnung stand die ganze Nacht leer. Frau Müller schlief natürlich auch wie eine Ratte, und . . . er konnte den Gedanken gar nicht zu Ende denken: sein bißchen Vermögen, was er sich mühsam erarbeitet hatte, war schußlos den Spitzbuben preisgegeben. —

Am frühen Morgen hielt der Zug in der westfälischen Stadt, wohin den Agenten sein Geschäft führte, und er betrieb es mit solcher Eile, daß er tatsächlich am selben Tage alles erledigen konnte, — und nun hielt ihn nichts mehr ab, sich auf den Zug zu setzen und nach Hamburg zurückzufahren. Vielleicht kam er noch gerade recht, um zu verhindern, daß die Einbrecher ihm sein Geld wegschleppten. Er war zu aufgeregt und atmete auf, als er endlich im D-Zug saß und mit unverminderter Geschwindigkeit seiner Heimat zurollte.

Mitternacht war vorüber und Hamburg erreicht. Schnell riß er seinen Handkoffer aus dem Gepäcknetz, sprang aus dem Zug, rannte einen Gepäckträger über den Haufen, stürmte durch die Kontrolle und dann mit langen Schritten seiner vom Bahnhof nicht allzuweit liegenden Wohnung zu. Mit zitternder Hast steckte er den Hausschlüssel in das Schloß, eilte die Treppe, immer gleich zwei Stufen mit einem Satz nehmend, hinauf, erschloß die Korridortür und tastete sich unter dem mageren Schein eines Wachstreichhölzchens nach seinem Privatcomptoir, wo er glücklicherweise das Geldspind unverfehrt fand.

„Alles in Ordnung!“ sagte er zu sich selbst und atmete erleichtert auf, ging dann an sein Buffet, holte sich eine Flasche Rotwein, kramte aus der Speisekammer einen noch gestern angekommenen westfälischen Schinken aus und machte sich behaglich ans Essen.

Aber er hatte doch nicht die rechte Ruhe. Erst mußte er nachsehen, ob nicht vielleicht doch ein Spitzbube seinem Schatz einen Besuch abgestattet hatte. Eilig drehte er die wanderfamen Schlüssel in den Geldschrankschlössern um, zog die stahlgepanzerte Tür auf, öffnete das Tresor und . . . ein freudiges Leuchten ging über sein Junggesellengesicht: das Geld war noch völlig vorhanden.

Indes erwachte unter ihm in der Portierwohnung Frau Müller. Es war ihr gewesen, als ob sie über sich Tritte vernommen hätte. Sie lauschte, und hätte sie bei der Dunkelheit ihr eigenes Gesicht im Spiegel sehen können, sie wäre erschrocken, so blaß und entsetzt sah sie aus. Wahrhaftig, ganz deutlich hörte sie, wie über ihr ein schwerer Männertritt von einem Zimmer ins andere ging. In der stillen Nacht vernahm sie sogar ein metallisches Rasseln; es mußten die Dietriche des Spitzbuben sein, der ihres guten Herrn Geldspind erbrach.

Frau Müller war keine von den kühnsten Frauen. Man hätte ihr jetzt das ganze Geld des Herrn Siebert versprechen können, sie wäre nicht hinaufgegangen. Aber etwas anderes tat sie: Sie zog sich schnell an, huschte hinaus auf die Straße und eilte nach dem nächsten Polizeirevier.

„Herr Wachmeister, in der Wohnung meines Herrn ist eingebrochen, — der Spitzbube ist noch da, kommen Sie schnell.“

„Was sagen Sie, Frau Müller?“ fragte der Polizeibeamte erstaunt.

„Ja, ja, kommen Sie nur schnell. Mein Herr hat viel Geld in seinem Spind, und er ist verreist, kommt erst morgen Abend wieder, und die Spitzbuben haben die Gelegenheit benutzt, einzubrechen. Kommen Sie, kommen Sie, ehe es zu spät ist!“

Der Wachmeister hoffte einen guten Gang zu tun, steckte sich den Revolver in die Tasche, winkte dem Schuhmann Padnick und folgte der rasch vorauseilenden Portierfrau.

„Haben Sie den Korridorschlüssel?“

„Ja wohl, Herr Wachmeister.“

Er öffnete die Tür, aber die Sicherheitskette war vorgelegt. Natürlich ist so etwas kein Hindernis für einen tüchtigen Polizeibeamten. Der Schuhmann Padnick eilte nach dem Revier zurück und kam mit einer riesigen, scharfen Kneifzange an, um die Kette zu zerschneiden.

Frau Müller, die einen fürchterlichen Kampf und Blutvergießen voraussah, hatte sich zitternd in ihre Wohnung zurückgezogen, war ins Bett gekrochen, und mit der Decke überm Kopf lauschte sie atemlos den Vorgängen über sich.

Schnell drang der Schuhmann mit dem Revolver in der Hand in die Wohnung ein, fand ein verdächtiges Individuum am Tisch sitzen, das es sich bei Schinken und Rotwein wohl sein ließ. Das Geldspind war geöffnet, also die verbrecherische Tat erwiesen.

Herr Siebert sprang von seinem verspäteten Abendbrot ziemlich erschaut auf und fragte, was die Herren denn wollten und wie sie hereingekommen seien.

„Das werden wir Ihnen auf der Polizeiwache sagen.“

„Aber, meine Herren, ich bin ja der Besitzer dieser Wohnung.“ Der Wachmeister lachte diabolisch:

„Ja, ja, mir können Sie's flüstern. Padnick, legen Sie dem Spitzbuben die Handschellen an!“

Herr Siebert protestierte, wurde groß und wies auf die verschiedenen Mißgriffe der Polizei hin, die sich ereignet hatten; aber der Wachtmeister ließ sich nicht einschüchtern, sondern sagte ganz kurz:

„Wenn Du das Maul nicht hältst, werden wir es Dir stopfen.“

„Ja, aber fragen Sie doch die Portierfrau, die wird mich ja sofort legitimieren.“

„Die brave Frau hat uns gerade geholt. Ihrer Wachsamkeit ist es zu danken, daß sie Dich beim Herumlaufen hier oben gehört hat. Vorwärts jetzt!“

„Aber, meine Herren, ich protestiere.“

„Protestieren kannst Du auf der Wache. Vorwärts, sonst gibt's was raus!“

„Ich verlange, daß erst Frau Müller vernommen wird.“

„Du hast gar nichts zu verlangen, vorwärts!“

Und nun sagte er ihn beim Kragen und schob ihn unsanft zur Tür hinaus die Treppe hinunter, indes der Schutzmann als Posten in der Wohnung zurückblieb.

Die ganze Nacht mußte der arme Agent mit Handschellen an den Gelenken auf der Polizeiwache aushalten, und mit wehmütigem Gefühl dachte er an den schönen weisfällischen Schinken und die kaum entfortte Flasche Rotwein zurück, indes der Hunger in den Eingeweiden wühlte und die harte Pritsche ihn trotz tiefer Ermüdung von der anstrengenden Reise nicht zum Schlafen kommen ließ. —

Endlich am anderen Morgen klärte sich die Sache auf, und er wurde entlassen. Dabei konnte er noch nicht einmal jemandem einen Vorwurf machen, — ja, er hatte im Stillen noch das Gefühl des Dankes gegen die wachsame Frau Müller und den schneidigen Wachtmeister, der so energisch eingeschritten war, um sein Eigentum zu schützen.

Nun aber war's ihm klar geworden: ledig blieb er nicht länger. Hätte er eine liebe, kleine Frau zu Hause gehabt, so wäre ihm das Mißgeschick nicht geschehen.

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Beim „Knobeln.“

Daß man unter „Knobeln“ Würfeln versteht, und speziell das Würfeln um Getränke, das weiß der Berliner ganz genau. Ja, er kennt sogar meist die eigenartigen Bestimmungen ebenso genau, — und darum fällt es dem unreellen Knobler sehr schwer wie etwa dem Faszspieler mit Karten, einen Berliner „reinzulegen.“ Daß mußte auch der Maurer Stöcker erfahren, als er versuchte beim Knobeln zu betrügen.

Richter: Sie haben gewürfelt.

Angell.: Ree, Herr Gerichtshof, jawürfelt ha'm ma nich, man bloß geknobelt.

Richter: Ja, was ist denn das für ein Unterschied?

Angell.: Det Würfeln is verboten det Knobeln is aloobt. Det Würfeln jeht um Geld, und det Knobeln man um Getränke, merchtenbeels um 'ne Lage. Det is der ganze Schickunter.

Richter: Gut! Also Sie haben geknobelt.

Angell.: Det ham wa. Ich wollte baruch nich, aber da meenten se id sollte man mitmachen, et jabe man eene Bestimmung, det war de lange Zule, un da am'firt man sich 'ne halbe Stunde lang um eene Lage. Deuer könnte det Feschäft also nich werden. Gut, id knobel mit, „de lange Zule“. Eh' da so lumpige vier Glas Bier ausspielt waren, da bajing 'ne kleine Ewigkeit un beinahe war id ganz un jar baruchsch. Ich schluch also vor, det wa die dunkliche „lange Zule“ nichmehr knobelten, det wa wat kürzeret bestimnten, sonst könnte id nich vor jarantiren, det id als baruchschte todte Leiche mitknobeln mißte. Se lachten un id schluch vor einfach mit fünf Streichholzen „höchste Hausnummer“ zu schmeißen, det jing schneller un jlatt wie'n Kasefen. Erscht wollten se nich aber dann jingen se drauf in un wa knobelten, sette wech, hintereinander wol fünfzehn Mal „höchste Hausnummer.“ Ich hatte Jlid, jawann eial wech un weil id nich mehr wie fünf Glas Bier badrogen kann, ließ id mir den jawonn' Froschen immer in Boaribus herabbeln. Uf eermal macht der Schuster Müller 'n Umschwung, faacht det id moge, haut uf mir los, se schmeißen mir raus un zeijen mir an wejen Mogelei. Det is erschtens nich wahr, jemogelt ha' nich un zweitens is et 'ne Jameinerei. Un weiter ha' mir nich zu badesendiren.

Richter: Nun wollen wir mal hören, was der Zeuge, der Schuhmacher Müller uns zu erzählen hat.

Zeuge: Wille, vüle, Herr Gerichtsrath.

Richter: Aber nich mehr, wie nöthig ist.

Zeuge: Ree, nich mehr, id bin doch keen Quatschlopp nich. Det uns der Maurer Stöckel betrogen hat, davor leje id meine

Hand in't Beier. Ich hab't selber jesehen. Bei de „lange Zule“ da konnte er nich mogeln, un det sluchte nich recht mit's Jawonn'. Nu kommt et uns Andern ja jarnich drauf an, uf't Jawonn' man bloß de Zeit woll'n wa uns batreiben. Aber der Kerl, der wollte eben sich seine Taschen fillen mit unsa Geld; badrum wollte er nich mehr „de lange Zule“ schmeißen. Freilich „höchste Hausnummer“, jeht rascher. Un nu jawann er een Froschen nach 'n andern und da wurde id stuchig, un da pakte id uf, un da jah id ganz jeman, wie er den een' von die drei Würfel mit de Sechse aber zwischen seine Fingern hielt un dann einfach bei't Schmeißen die Sechse uf'n Tisch leechte, als ob er ihr jeschmissen hätte, det ha' wol so viermal jesehe. Nu machte id Lärn, un dann machten se alle Lärm. Er sollte det Geld 'rausje'm, det ajammerte Geld, dann sollte er baduffen, dann wart jut. Aber nee, er machte noch den dicken Wilhelm, jab det Geld nich raduhr und blieb dicknäßig sigen. Da ham wa ihn denn rausjeschmissen un anjezeichnet.

Der Angeklagte leugnet. Und da die anderen Zeugen von dem Betrüge nichts gemerkt haben, mußte der Angeklagte freigesprochen werden.

Angell.: So mußte et konnn'. Ich kann mir doch keen Geld wieba abnehme lassen, wat id jawonn' habe uf ganz reelle Weise — (zum Zeugen Müller): jawol, uf ganz reelle Weise, du Stiefel.



Pflichtgetreu.

„Und wie geht es Thron Gatten, dem Herrn Professor, gnädige Frau?“

„Ach Gott, mit dem wird's immer schlimmer. Heut früh hat er an einer Anschlagssäule auf einem Theaterzettel einen orthographischen Fehler entdeckt, und nun läuft er in der ganzen Stadt herum, um ihn zu verbessern.“

Ein armer Kerl!

„Mensch — sagen Sie doch — Sie gehen jetzt immer so niedergeschlagen einher, was ist denn los?“

„Ach Gott, meine Frau hat ja 'n Haupttreffer gemacht!“

„Na, da müßten Sie sich doch lieber freuen!“

„Ich freuen? Ich danke für Ebst — ich muß jetzt gebildet werden — französisch und englisch lernen — meine Kinder die lernen noch tanzen dazu, daß die Bude wackelt, und meine Elte — die lernt Klavier und Singen und gröhlt den ganzen Tag — begreifen Sie nun?“

Wahnsinn.

Tourist: Sagen Sie mal, Frau Wirthin, kann ich vielleicht zwei Handtücher bekommen?

Wirthin: Ja, wollen Sie denn den ganzen Sommer hier bleiben?“

An der Haltestelle.

Berliner Mädel: Ach, Sie könnten mer wol sagen, mit welchem Wagen komme ich am besten nach'm Schle'schen Bahnhof?“

Herr: Da müssen Sie den D-Wagen benutzen.

Mädel: Vahrense doch alleene mit'n Ruhwagen, Sie Ochse!

Gegenbienst.

Freund (zum jungen Dichter): Pump mir doch zwanzig Mark; ich nehm' auch 'n Freibillet von Dir, wenn Dein neues Lustspiel aufgeführt wird.

Betrachtung.

Durch nichts sollte man ein so großer Alkoholgegner werden als durch die vielen Duz-Bruderschaften, die man sich dabei einwirtschaftet.

Vorsorge.

— „Warum stellen Sie denn zu dem heutigen Festessen nur künstliche Blumen auf den Tisch?“

Wirth: Aus Vorsicht; die Theilnehmer sind ja lauter Vegetarianer.“

Vorwurf.

Mentier (ehemaliger Malermeister zu seiner Frau, die sich zum Ball schminkt): „Noch immer nicht fertig? — Mein Gott in der Zeit hätte ich ein ganzes Haus angestrichen!“

Aus der Verbrecherbiographie.
Schon seine Geburtsanzeige kam aus Versehen unter die Rubrik „Gerichtssaal“ zu stehen.

Verlockende Aussicht.

Patient: „Können Sie Bähne ziehen?“

Dorfbarber: O ja, ziehen kann i schon, i krieg' sie aber net immer raus.“

Wahres Geschichtchen.

Bei Pastors ist große Gesellschaft. Der kleine Heinz wird von der Mama instruiert, wie er sich zu verhalten hat, und es wird ihm gesagt, den alten Damen habe er die Hand zu küssen, den jungen nur eine Verbeugung zu machen. Heinz befolgt artig diese Ermahnungen; als aber Fräulein von Erhner, ein altliches Fräulein, erscheint ist er nicht klar und fragt laut über die Achsel weg seine Mutter: „Du, Mutterl, is das nu ne alte?“

Bei der Besprechung der Mailäfer.

Vor einigen Tagen fragt die Lehrerin: „Wer von Euch weiß noch, wie die Larven des Mailäfers heißen?“

Keine Antwort.

Um den Gedächtnis, auch der praktischen Erfahrung der Kinder zu Hilfe zu kommen, fährt die Lehrerin fort: „Wie heißen die gierigen, gefräßigen Larven, die so schädlich sind?“

Da kommt der kleine Emmy eine Erleuchtung. „Die Engländer!“ ruft sie strahlend aus.

Abelsstolz.

Herr Pollat ist geachtet worden, und besonders Frau Pollat — pardon — Frau von Pollat ist sehr stolz auf diese Auszeichnung.

Zünftig trifft sie nun mit einer Bekannten zusammen und es entspinnt sich folgendes Gespräch:

„Guten Tag, Frau von Pollat, gratuliere!“

„Danke sehr, liebe Frau Maier!“

„Ei und wie geht es Ihnen? Liebe Frau von Pollat?“

„Was heißt, wie geht es Ihnen? Liebe Frau Maier, jetzt sagt man: wie geht's von Ihnen!“

Humor des Auslandes.

Bureau-Chef einer Bank (zu einem stellensuchenden Kerl mit Gaunergesicht):

Sind Sie denn auch fähig?

Zu Allem!

Jugend von heute.

„Deine Eltern sind nicht mit Dir zufrieden, Maud?“

„Ach Gott, das hätten die vorher wissen sollen, daß wir nicht zusammen passen!“

Prompte Erwiderung.

„Meine Liebe zu Ihnen ist unerhört . . .“

Na, verlassen Sie sich darauf, sie wird es bleiben.“

Schönes Bild.

„Bin jetzt ernstlich darauf bedacht, passende Parthie zu machen.“ —

„Dann schauen Sie sich doch 'mal im Heidenreichschen Pensionat um!“

„Ach, haben Kameraden schon durchgesehen.“

Die Hauptsache.

„Wird Ihr Töchterchen bald Klavierspielen lernen, Herr Wampert?“

Natürlich; sobald ihre Beine so lang sind, daß sie das Pedal erreichen kann.“

Vorsichtig.

Mutter (die mit ihrer Tochter, in Begleitung mehrerer lediger Herren, ein Rahmparthie unternimmt): „Daß Du mir ja nicht singst, Rosa, sonst holt Dich nachher keiner heraus, wenn Du ins Wasser fällst.“

In den Fliederwochen.

„Sag mal, Chumma, ist die Ehe wirklich so süß?“

„Ach, Gretche, unser Hund ist das reine Zuckerkartell!“

Schreckliche Rache.

Professor: „Der infame Mensch hat mich gräßlichst beleidigt. Ich hab' ihn aber auch einen Lump geheißen!“

Gattin: „Dun, und ließ er sich denn das gefallen?“

Professor: „Ja — ich habe es auf Albrisch gesagt!“

Ein Sonntag.

W.: „Warum ist denn der Herr Meier heute so fidel?“

B.: „Seine Frau ist mit dem Buchhalter nach Amerika durchgegangen und da feiert er nun! das Nimmerwiederscheu!“

Ein Spielverberber.

„Warum zankt Ihr Euch denn, Kinder?“

„Wir spielen eben Schnauserl, und der Max will sich nicht überfahren lassen!“

Vexierbild.



Wo nur mein Gatte heute bleibt,
Daß es ihn nicht nach Hause treibt?
Sonst war er immer pünktlich da,
Alba, lupus in fabula!

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Bommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur Moritz Schäfer, Wiesbaden

NEU!

NEU!

Wiesbadener  Illustrirter

Theater- und Vergnügungs-Anzeiger.

A. J. Keils **Gratiszettel** für's

Hoftheater, Residenz-Theater u. Kurhaus-Concerte.

Mit Silben-Preis-Rätsel. { D.R.G.M. No. 20640 } Mit Silben-Preis-Rätsel.
Monatlich 50 Freikarten an die richtigen Rätsellöser
(s. S. 3 der Aprilnummer).

NEU!

NEU!

Täglich Grátisausgabe an folgenden Stellen:

August Engel, Kgl. Hoflieferant, Tannusstr. 12 u. 14,

und Filiale: Wilhelmstr. 2.

C. W. Bender, Cigarrengeschäft, Bahnhofstrasse 22.

Hugo Aschner, Wilhelmstrasse 34.

Deutsche Nähmaschinen-Gesellschaft,

Ellenbogengasse 16.

Carl Cassel, Kirchgasse 40.

S. Noher & Co, Marktstrasse 34.

P. A. Stoss, Tannusstrasse 2.

Heinrich Lensch, Wilhelmstrasse 50.

Carl Schlipat, Webergasse 10.

Ed. Rosener, Kranzplatz.

J. C. Roth, Wilhelmstrasse 54.

Hans Wunderlich, Hofriseur, Wilhelmstrasse 48.

J. & G. Adrian, Bahnhofstrasse 6.

Nicolaus Kölsch, Kgl. Hoflieferant, Friedrichstr. 36.

Ernst Neuser, Herrengarderobengeschäft, Kirchgasse,

Ecke Faulbrunnenstrasse.

Hôtel Einhorn, Marktstrasse.

Heinr. Külzer, Central-Bodega, Webergasse 23.

Rathskeller, Marktplatz.

A. Koecher, Kranzplatz 3/4.

Lauesen & Heberlein, Gr. Burgstrasse 10.

Expedition des General-Anzeigers, Mauritiusstr. 8.

Regelmässige Verteilung in besseren Restaurants und

Hotels in Wiesbaden.